Neue Bass-Welle

STEVE JENKINS

Es scheint fast, als hätte das McFlurry-Eis der bekannten Fast-Food-Kette für sein Album Pate gestanden. Steve Jenkins bedient sich aus vielen (Genre-) Töpfen, vermengt in seiner Musik das, was er am liebsten mag, und serviert es in mundgerechten Portionen. Lautes Prog-Metal-Getöse, melodischer Jazz-Funk, per Overdub aufbereitete Bass Lines und traditionelle R&B Grooves komplettiert mit elektronischen Sounds wie aus einem uralt Science-Fiction, das alles findet sich nicht selten innerhalb eines einzigen Songs.

Text von Kerstin Baramsky, Bilder von Simon C.F. Yu

Steve Jenkins zählt sich zu der „neuen Welle der modernen Bassisten“, die, wie er sagt, ihr Instrument mehr in der Art eines Klaviers oder Keyboards behandeln und sich mit Harmonien, verschiedenen Sounds, Komposition und Programmierung beschäftigen. Der in New York City ansässige Bassist hat sich als Sideman mit seinen soliden Grooves und seinen melodiösen Soli einen Namen gemacht, nicht zuletzt aufgrund seines Faibles für innovative Sounds und Klangtexturen und seines meisterhaften Umgangs mit dem Instrument in jeder vorgegebenen Situation. Er tourte mit Musikern/Bands wie Vernon Reid, Cindy Blackman, Corey Glover, John Scofield, John Medeski, Matthew Garrison, The Roots, Screaming Headless Torsos, Terri Lynn Carrington, Hiromi u.v.m. Im Jahr 2004 legte er sein Debüt-Album „Mad Science“ vor. Persönliche Probleme zwangen ihn im Anschluss daran zu einer langen kreativen Pause, in der er den Bass jedoch nicht vollkommen aus der Hand legte. Während dieser Zeit war er Dozent des BassLines Summer Program am Berklee College of Music und im Herbst 2010 Gastdozent der Swarnabhoomi Academy of Music in Südostindien. Steve Jenkins hielt weltweit Master Classes und ist zur Zeit der Artist-in-Residence an der Collective School of Music in NYC.

bq: Dein musikalisches Interesse war schon immer sehr breit gefächert?
Steve Jenkins: Ich bin ein Fan von Musik generell. Mich fasziniert, was Leute alles mit denselben zwölf Noten angestellt haben. Und es ist erschreckend, wenn man bedenkt, dass niemand je imstande sein wird, die Gesamtheit aller musikalischen Werke anzuhören. Deshalb habe ich mir zum Ziel gesetzt, so viel wie möglich von all dem zu erforschen.

bq: Wesentliche Inspiration für dich war vor allem die Band Living Colour?
Steve Jenkins: Sie war der ausschlaggebende Faktor, mich mit anderen Genres zu beschäftigen. Rockmusik war zwar ihr zugrundeliegendes Thema, aber man konnte hören, dass die Musiker von anderen Richtungen beeinflusst waren. Es zeigte mir, wie ein Song auf faszinierende Weise durch Verwendung unterschiedlicher Stilelemente lebendig wird.

bq: Mit Living-Colour-Gitarrist Vernon Reid konntest du später in diversen Projekten zusammenarbeiten. Wie seid ihr in Kontakt gekommen?
Steve Jenkins: Ich lernte die New Yorker Band Screaming Headless Torsos kennen. Diese Band war ähnlich wie Living Colour und gehörte auch zu der Black Rock Coalition. *(Von Vernon Reid und Greg Tate 1985 gegründete Institution zur Förderung der Chancengleichheit für afro-amerikanische Musiker, Anm. d. Red.)* Ich freundete mich mit ihrem Gitarristen David „Fuze“ Fiuczynski an. Er ist Professor für Gitarre in Berklee und vermittelte mich irgendwann als Backup-Musiker für Vernon Reid, der eine Master Class in Berklee hielt. Zwischen mir und Vernon „klickte“ es sofort. Obwohl ich 2004 nach New York zog, blieben wir in Kontakt. Und als sein Bassist bei einigen Gigs verhindert war, fragte er mich, ob ich einspringen könne. Es ist schon ein Wahnsinn, dass ich mit einem meiner Idole spielen konnte.

bq: In welcher Weise hat dich die direkte Zusammenarbeit mit Vernon Reid geprägt?
Steve Jenkins: Das Entscheidende, was ich durch ihn gelernt habe, ist, dass es besonders bei einem so gebräuchlichen Instrument wie der Gitarre darauf ankommt, dass man seinen eigenen Stil definiert. Das bestärkt mich in meinem ganz persönlichen Weg als Bassist. Nur zu leicht tappt man in die Falle, einen von den großen Bassisten, den man bewundert, nachzuahmen. Vernon sagt, finde heraus, wer du bist und was genau dich als Musiker definiert. Dabei spielt weder die Wahl des Instrumentes noch die Technik eine Rolle, sondern die Art, wie du spielst.

bq: Welche Überlegungen steckten hinter deinem ersten Album „Mad Science“ von 2004?
Steve Jenkins: Ehrlich gesagt, weiß ich selbst nicht, was ich mir damals dabei gedacht habe. Ich hatte angefangen, meine eigenen Sachen zu schreiben, und wollte den Leuten zeigen, worum es mir in der Musik geht, und meinen Stand der Dinge dokumentieren. Aus heutiger Sicht erkenne ich, wie sehr ich damals von Matthew Garrison und Marcus Miller beeinflusst war. Seitdem ist viel passiert und ich habe mich ein ganzes Stück weiterentwickelt. Es gibt keinen Grund, warum ich mich für „Mad Science“ schämen sollte, aber mein neues Album „Steve Jenkins and the Coaxial Flutter“ repräsentiert mich auf jeden Fall auf eine viel ehrlichere Weise.

bq: Bemerkenswert ist der große Zeitabstand zwischen beiden Alben. Gibt es einen Grund dafür?
Steve Jenkins: In meinem persönlichen Leben war einiges passiert. Ende 2003 verstarb mein Vater. Aber ich arbeitete einfach weiter, tourte, zog nach New York. Schließlich holte mich alles ein. Andere Problemchen, die eigentlich zum Alltag eines Musikers gehören, brachten das Fass zum Überlaufen. Ich litt lange unter Depressionen, ohne es zu wissen. Schließlich realisierte ich, dass etwas passieren musste, und ich begann 2011 mit einer Therapie. Seitdem geht es mir viel besser und ich entwickelte auch wieder eine Vorstellung, wohin ich mich in Sachen Musik bewegen wollte. Es war in vieler Hinsicht von Vorteil, dass ich eine kreative Pause eingelegt hatte. Jetzt ist alles wieder gut und ich bin wieder da!

bq: Und das mit einem „Big Bang“! Wer „Steve Jenkins and the Coaxial Flutter“ in den Player schiebt, sollte sich anschnallen. Wie entstanden die Songs?
Steve Jenkins: Mir kommen oft beim Üben Ideen für Melodien, Bass Lines oder Harmoniefolgen. Dieses Mal konnte ich die moderne Technik nutzen und die Ideen sofort per Handy oder PC festhalten. Aus dieser Sammlung von vielen Ideenschnipseln sind einige Songs entstanden. Ich habe Komposition nicht studiert, deshalb brauche ich relativ lange für alles. Bezüglich der Spieltechnik stand ich ebenfalls vor ein paar Herausforderungen. Aber dadurch habe ich mich auch ein ganzes Stück weiterentwickelt

bq: Das Ungewöhnliche an deinem Album ist die Mixtur aus Metal, Jazz, R&B und Electronica. Ist Genre-

> Nur zu leicht tappt man in die Falle, einen von den großen Bassisten, den man bewundert, nachzuahmen.

Kein Fototrick! Was aussieht wie eine Gitarre, ist Steve Jenkins Lieblingsbass, ein Callow Hill OBS 5-String mit 30" Skalierung und 19 mm Saitenabständen. Der Vorteil dieses Mega- Shortscale-Basses: „Er hat einen besonders organischen Sound, denn durch den kurzen Hals ändert sich der Grundton. Die B-Saite ist extrem schwing-aktiv und dadurch sehr ausdrucksstark", so Steve Jenkins. Auch nicht schlecht: Der Bass passt problemlos in jeden Gitarrenkasten!

Crossing à la Robert Glasper der neueste Trend?

Steve Jenkins: Ich mag, was Leute wie Robert Glasper machen. Ich denke, es hat generell in den letzten fünf oder zehn Jahren ein Umdenken stattgefunden und selbst die Musiker ohne formelles Musikstudium haben begonnen, sich mit Jazz zu beschäftigen. Ich meine hier nicht das Lernen von Jazz-Standards, sondern mehr den improvisatorischen Ansatz. In meinem Freundeskreis hört man oft Leute über die Alben von Meshuggah, Radiohead und von dem leider zu früh verstorbenen Hip-Hop-Produzenten DJ Dilla diskutieren. Diese Bands haben bei vielen ein Interesse an Jazz bewirkt. Die Leute überlegen, wie sie die Sachen, die ihnen gefallen, wie sie Klänge oder Rhythmen in ihre Musik integrieren können. Und so entsteht eine Vermischung der Genres. Mir persönlich kommt das gelegen, denn ich mag viele Arten von Musik. Und ich habe in Bands gearbeitet, wo dieses Cross-Over an der Tagesordnung lag. Für mich ist das normal. Anderen mögen die Stil-Wechsel in meiner Musik zunächst abrupt und ungewohnt vorkommen.

bq: Besteht nicht die Gefahr, eingefleischte Metal Fans allein durch die Klassifizierung „Jazz" abzuschrecken und umgekehrt?

Steve Jenkins: Schwer zu sagen. Häufig sind die typischen Anhänger eines Genres ja sehr abwehrend eingestellt und können Abweichung nur schwer verarbeiten. Sie sind ratlos, was sie damit anfangen sollen. Die größte Überraschung war für mich, welch großes Interesse die Metal-Szene an meiner Musik zeigt. Ich hatte im Januar ein Video meines Songs „Sphere" quasi als Versuchsballon auf meine Webseite gestellt. Es war interessant, die überwiegend positiven Kommentare zu lesen. Die Metal-Gemeinde schien regelrecht darauf abzufahren. Von der Jazz-Seite aus betrachtet, erschien es mir allerdings schwieriger. Ich hatte zunächst Skrupel, mein Album zum Downbeat-Magazin zu schicken, weil ich Angst hatte, es könnte verrissen werden. Aber der Jazziz-Kritiker Bill Milkowski war begeistert. Das Album ist dennoch kein Selbstläufer, nur aus dem Grund, weil es verschiedene Gruppen anspricht. Damit kann ich leben. Letztendlich ist es ja nur Musik. *(lacht)*

bq: Deine Songs enthalten eine Vielfalt an verschiedenen Bass-Sounds und elektronischen Effekten. Greifst du gezielt auf eine Art Klang-Bibliothek zurück oder sind das Ergebnisse spontaner Experimente?

Steve Jenkins: Auf die meisten Sachen bin ich durch Ausprobieren in Live-Situationen gekommen. Ich verwende generell mehr Distortion und Overdrive, weil ich diesen altmodischen „dirty" Bass-Sound der klassischen Aufnahmen liebe. Ich habe eine gewisse Vorstellung, welchen Sound ich erreichen möchte. Dann probiere ich herum, kombiniere meine Pedals und experimentiere mit Pro Tools. Die physischen und technischen Aspekte des Bass-Spielens reizen mich besonders, und ich liebe es herumzutüfteln, welchen Sound ich als Nächstes benutzen möchte.

bq: Du erwähntest bereits den Song „Sphere". Bemerkenswert ist das aberwitzige Tempo. Sind die Drums programmiert? Verwendest du eine besondere Slap-Technik für den Bass?

Steve Jenkins: Ich wurde schon gebeten, ein zweites Video zu machen, in dem ich alle Einzelheiten erkläre. Was die Bass-Technik betrifft, so ist es zum überwiegenden Teil normaler 1980er Kram à la Mark King oder Luis Johnson. Nur im zweiten Teil mache ich meinen modernen Ansatz und gehe mit dem Daumen vor und zurück, während ich mit Zeigefinger und Mittelfinger auf die Saiten schlage. Eigentlich ist „Sphere" musikalisch gesehen eher untypisch für mich. Ich habe die Drums mit Superior Drummer 2.0 von Toontrack programmiert, weil ich ausprobieren wollte, wie realistisch die Sounds werden. Ich liebe dieses Programm und der Sound hat mich wirklich überzeugt. So ist dieser Song entstanden und ich war erst nicht sicher, ob er auf das Album passt. Aber nach einiger Bedenkzeit dachte ich, das hört sich doch halbwegs vernünftig an, also packen wir ihn drauf! *(lacht)*

bq: Das gesamte Album ist nur fünfunddreißig Minuten lang. Wolltest du ein kurzes Statement machen?

Steve Jenkins: Genau. Und zwar aus zwei Gründen. In der heutigen Zeit gibt es von allem zu viel. Unsere Aufmerksamkeit ist überfordert. Ich wollte instrumentale Songs machen, die zwar kurz sind, den Hörer trotzdem auf eine Reise mitnehmen – so etwas wie eine Single-Version von „YYZ" von Rush oder „Birdland" von Weather Report. Manchmal fühle ich mich selbst von diesen endlosen Instrumental-Songs überfordert, erst recht, wenn ich sie bei einem Gig spielen muss. Ich denke außerdem, dass kurze Songs und Videos auf YouTube eine bessere Chance haben, wenn ich beobachte, wie ungeduldig die Leute dort durch das Angebot zappen.

bq: Auf deiner Homepage bietest du eine Master Class als Video-Download an. Verrätst du dort deine Tricks und Geheimnisse?

Steve Jenkins: Es gibt keine Geheimnisse. *(lacht)* Viele Sounds habe ich ja auch von jemand anderem gelernt als z. B. vom Bassisten Tim Lefebvre. Wer möchte, kann mir gerne per E-Mail Fragen stellen.

bq: Was möchtest du deinen Studenten auf jeden Fall vermitteln?

Steve Jenkins: Komplizierte Musik ist nicht gleichbedeutend mit komplizierten Bass-Parts. Neben einem guten Gehör und gutem Feeling ist es wichtig, intelligente Entscheidungen zu treffen, um die Mitmusiker positiv zu beeinflussen und damit das Gesamtergebnis zu verbessern. Ein guter Bassist ist der, der erkennt, was von ihm gefordert ist, und der es versteht, sich wieder erkennbar zu präsentieren, ohne sich übermäßig in den Vordergrund zu spielen.

bq: Ein Wort zu deinen Bässen?

Steve Jenkins: Ich spiele einen Callowhill OBS 5 und ich liebe ihn. Er ist einer der besten Bässe, den ich je hatte. Diese fantastischen Callowhill-Bässe haben eine relativ lange Bauzeit. Deshalb nehme ich ihn ungern mit auf Flugreisen, sondern spiele ihn hauptsächlich hier in New York und Umgebung. Ich würde durchdrehen, wenn ihm etwas passiert. Zum Touren verwende ich deshalb einen modifizierten Fender Jazz Bass mit Aguilar Pickups und Hipshots. Gerade hat mir auch Carvin Guitars einen tollen Bass geschickt, den Carvin Xccelerator X54 5-Strings, mit dem ich ein Video machen sollte. Ich habe schon mehrmals gefragt, ob ihn zurückschicken muss, und sie sagen jedes Mal, behalte ihn doch ruhig noch eine Weile. Das ist cool! *(lacht)*

bq: Vielen Dank für das Gespräch. ■

AKTUELLE CD:

Steve Jenkins
„Steve Jenkins and the Coaxial Flutter"

Coaxial Records 2013

www.stevejenkinsbass.com

Anzeige